

Friedhelm Schrooten

Distanz

Stationen eines Planerlebens, 2. Teil

Hoffnung

*Wenn der Nachmittag sich hinzieht
und die Telefone nicht klingeln,
wechselt die Unterhaltung der Angestellten*

*von Sonne, Sex und Sport
zu einem Gespräch über die Hoffnung,
oder darüber, daß es keine gibt. Einer sagt,
er brauche Hoffnung eigentlich nur,
um am Leben zu bleiben. Ein anderer
spricht über die Juden in Viehwaggons,
immer voller Hoffnung, daß die Dusche
am Ende der Fahrt ihnen helfen würde,
das Gefühl der Angst wegzuspülen,
und ein dritter schrieb seinen leeren
Kugelschreiber über ein weißes Blatt und
starrt still vor sich hin. Was mich betrifft,
so muß ich sagen, daß es in unserer Situation*

*keine Hoffnung gibt, wenn wir uns nicht
erheben.*

*Und darauf folgt ein kurzes Schweigen,
bevor wir unsere Ordner zur Seite legen
und weggehen, wenigstens bis morgen.*

Jim Burns

Zwischen warnendem Anklopfen und Türe öffnen hatte Michael gewöhnlich Zeit genug, den „Spiegel“ unter den großen Plänen auf seinem Zeichentisch verschwinden zu lassen. Ich verzichtete schon lange auf die geklopfte Anmeldung. Es war mir egal, ob er arbeitete, las oder frühstückte. Jedesmal geriet er in Bedrängnis, wenn sich plötzlich die Tür öffnete, er mit einem Reflex die Zeitung wegsteckte und seinen teilnahmslosen geschäftigen Blick aufsetzte. Kaum, daß er mich eintreten sah, zog er die noch nicht ganz abgelegte Zeitung wieder hervor und las weiter.

Im Zimmer sind zwei Zeichentische parallel aufgestellt. Michael dreht Walter den Rücken zu, oder andersherum, er sitzt vor ihm. In unserem Amt sitzen die meisten Kolleginnen und Kollegen hintereinander oder nebeneinander. Diese Sitzordnung ist nicht üblich. In den meisten anderen Ämtern, mit mehr verwaltenden Funktionen und engen hierarchischen und arbeitsteiligen Strukturen - z.B. im Sozialamt - sitzen sich Sachbearbeiter und Schreibkraft von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Unkontrollierbare Beschäftigungen und Regungen sind unter solchen Bedingungen nicht möglich. Walter strichelte mit halbgeschlossenen Lidern Männchen in sein Notizbuch. Mit der Linken stützte er die Stirn und beschattete die Augen. Es war früher Nachmittag, kurz nach der Mittagspause. Ich kam zu ihm, um mir seinen „Spiegel“ auszuleihen. Walter sah schläfrig in sein Ablagefach und zog das Magazin von letzter Woche raus. Die neueste Ausgabe hatte Michael vor sich liegen. Weil ich die alte Nummer schon kannte, fragte ich ihn, ob er nicht bald fertig wäre oder eine Pause einlegen wolle.

Er schlug das Magazin zu und gab es mir. Für heute hatte er von der Leserei

genug. Außerdem waren da noch ein paar Übertragungen in den Flächennutzungsplanentwurf vorzunehmen. Walter strichelte weiter an seinen Männchen. Ob ich in der letzten Woche den Bericht über die Flüchtlingsströme in Vietnam gelesen hätte, wollte er wissen. Ich wußte, worauf er hinaus wollte, ging aber nicht darauf ein, da ich absolut keine Lust zu einer fruchtlosen Debatte hatte und verzog mich mit dem „Spiegel“ in der Hand.

Eine Stunde täglich, mal mehr, mal weniger, wird im Amt Zeitung gelesen. Von Nixons Watergate bis zu Sonderangeboten des Konsum und Werbeversprechen der Babalu-Bar ist alles von Interesse. Die meisten lesen Tageszeitung zwischen halbneun und halbzehn zu Morgenkaffee und Butterbrot. Ab Mittag kreist der „Spiegel“. Mit den dicken Hefen des Winterhalbjahres kann man sich die ganze Woche beschäftigen.

Zeitungslesen im Amt ist auch eine Art Absentismus. In das Dickicht der Kleinanzeigen und hinter die großen strategischen Linien einer 12-teiligen Magazinserie über den II. Weltkrieg kann man sich gleichermaßen gut absetzen. Meine Spezialität war das „Handelsblatt“. Ich blätterte es zumindest jeden Tag durch - auch wenn es, wegen der Postzustellung, meist die Ausgabe vom Vortag war.

Ausführlich las ich vor allem den Donnerstags-Freizeitteil mit Tips für Feinschmecker und Bildungsreisende. Gelegentlich kam der Amtsleiter und ließ sich den Börsenteil aus. Begeisterung über die Kursentwicklung habe ich bei ihm nie erlebt. Er besaß vorwiegend amerikanische Aktien, deren Kurs ständig weiter fiel.

„Wenn der Dow-Jones nicht bald steigt, kommt mein Paket nie aus dem Keller. Meine Frau drängt auf einen neuen Wagen, dabei habe ich mit dem Neubau noch genug am Hals. Nächste Woche kommen die Fliesenleger ... Mit Verlust verkaufe ich jedenfalls nicht.“

Im Rathaus hatte ich das Gefühl, nur über Zeitungen am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Wir käuten im Gespräch unter Kollegen die Ereignisse wieder, die sich draußen abspielten. Selbst lokale Ereignisse, sogar praktische Konsequenzen unserer Planung spielen sich wie hinter einer Mauer ab. Auf Zeitungspapier reduziert lassen sich die politischen Ereignisse auf dem Tisch ausbreiten und in der Aktenmappe nach Hause tragen. Am Arbeitsrhythmus, am Verhalten der Kollegen untereinander, an ihren eingespielten Rollen und ritualisierten Urteilen ändern sie nichts. Ein Ausbrechen aus diesen Rollen gibt es nicht. Wenn wir uns zwischen 15.00 und 16.00 Uhr in irgendeinem Zimmer oder auf dem Flur trafen, dann quatschten wir in erster Linie die Zeit tot. Und wenn wir mal ein bißchen gründlicher bei einem Thema blieben, dann wußte jeder genau, was der andere im Kopf hatte, bevor er es aussprach. Walter ging mir schon lange auf die Nerven. Mit seinen

zusammenhanglosen Gleichsetzungen von Pinochet und Stalin, von Volkskrieg und Ami-Invasion versuchte er den Gang der Geschichte zu Tode zu nivellieren. Mehr als mich ärgern und ihn gelegentlich anbrüllen, blieb mir aber nicht.

Während der Arbeit werden die Beziehungen untereinander durch Arbeitsvertrag und Hierarchie bestimmt. Alle versuchen, ihre Abhängigkeit von der Arbeitsstelle, soweit wie möglich, zu reduzieren, sich der Arbeit und ihren Konflikten zu entziehen. Der Job bringt uns zwangsweise zusammen. Um den Zwang nicht zu verstärken, bleiben Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kollegen ungelöst gegeneinander stehen, praktisch konsequenzlos. Politisches Engagement und Persönlichkeit scheinen der Freizeit vorbehalten zu sein, weil zur Auseinandersetzung auch die Möglichkeit des Auseinanderrückens, des Sich-aus-dem-Wege-Gehens gehören muß.

Michael und Walter saßen seit Jahren zusammen. Walter stammt aus Thüringen. Kurz vor dem Mauerbau wechselte er rüber in die BRD und machte hier seine Lehre in einem privaten Architekturbüro. Nach der Gesellenprüfung besuchte er die Ingenieurschule, bestand den Fachidiotendrill und fand Arbeit im Planungsamt der Stadtverwaltung. Zur selben Zeit, so ungefähr vor 15 Jahren, war auch schon Michael da. Michael schenkte sich die Ingenieurschule. Er spielte lieber Fußball, einmal sogar in der Niederrhein-Auswahl. Nur ein paar Kilometer vom Rathaus entfernt ist er groß geworden. Sein Vater war Bergmann und Kommunist. Er beteiligte sich an illegalen Aktionen gegen den Naziterror, kletterte auf hohe Schornsteine und pflanzte die rote Fahne darauf und sicherlich noch ganz andere Sachen, von denen mir Michael nichts erzählte oder von denen er auch nichts wußte. Jedenfalls wurde der Vater erwischt, für das Strafbatallion 999 zwangsrekrutiert und fiel an der Front.

Michael und Walter sind jetzt beide Ende Dreißig. Mit der Bearbeitung des Flächennutzungsplanes verband sie eine gemeinsame Aufgabe. Ihre politischen Ansichten hatten nichts gemeinsam. Trotz häufiger Streitereien kam für beide eine räumliche Trennung nicht in Frage. Nach all den Jahren kannten sie sich in- und auswendig, waren sie aufeinander eingestellt. Es reichte Michael vollkommen, Walter den Rücken zuzudrehen. Für ihre Zusammenarbeit war ihre Vertrautheit miteinander wichtiger als ihre Differenzen.

Einmal nur hatte ich den Eindruck, daß politische Ereignisse ihre erstarrten Positionen in Bewegung brachten und ihr Selbstbewußtsein tangiert wurde. Vielleicht täuschte mich aber nur meine eigene Erregung, die mich in der Endphase des Vietnamkrieges übersensibilisierte.

Die ersten Pressemeldungen über den Vormarsch des Vietcong wurden mit

Greuelgeschichten über Flüchtlingsströme kommentiert. Die veröffentlichten Zahlen der Fliehenden schwankten täglich zwischen mehreren Hunderttausend und einer Million. Walter ereiferte sich. Die gemeldeten Massaker an Flüchtlingen waren ihm wieder einmal ein Beweis der diktatorischen Herrschaft der Kommunisten. Wenn sie Befreier wären, müßten die Massen begeistert sein, statt dessen flöhen sie. „Zivilisten versuchen immer, sich der vorrückenden Front zu entziehen. Über ihr Verhältnis zum Vietcong ist damit noch nichts gesagt“, versuchte ich einzuwenden. „Außerdem lebten in den jetzt angegriffenen Städten die meisten Parasiten und Marionetten, die sich mit US-Dollars aushalten lassen. Kein Wunder, daß sie ihr Heil in der Flucht suchen.“ Über die Zusammensetzung der Flüchtlingsströme lasen wir in unseren Zeitungen nichts, und Übertreibungen über das tatsächliche Ausmaß konnten den Westmächten in dieser aussichtslosen Situation nicht groß genug sein. „Alles an den Haaren herbeigezogen“, meinte Walter, und Michael zweifelte. All die Jahre sympathisierte er mit dem Vietcong, aber jetzt hielt er still.

Wenige Tage später trafen die siegreichen Befreiungskämpfer nur noch auf vereinzelt, schwachen Widerstand. Die Städte fielen eine nach der anderen: Ende der Marionetten, Ende der Greuelgeschichten! Statt dessen mehrten sich die Berichte über Massaker und Zügellosigkeit der geschlagenen Thieu-Truppen.

Michael schwamm im Sog des Sieges der vietnamesischen Freiheitskämpfer. Der US-Imperialismus und Walter mußten eine schwere Niederlage einstecken. Platte Polemik, wie noch vor einer Woche, konnte nicht mehr verunsichern, sie wurde lächerlich. Walter fiel nichts mehr ein. Er war mundtot. Michael lachte über ihn. Der Sieg sprach für sich und entwertete alles Gerede für ein paar Wochen.

„Das Leistungssystem, als Herrschafts- und Wertungshierarchie, gilt es in Frage zu stellen.“

Alle Möglichkeiten zur Stärkung kollektiver Erfahrungen müssen genutzt werden. Die Autorität der „kleinen Chefs“ muß durch kollektive Maßnahmen bzw. durch Angriffe, die kollektive Lernprozesse auslösen, geknackt werden. Die „großen Chefs“ sind nicht zu zwingen, wenn wir uns nicht an den 'kleinen' üben.“

aus meinem persönlichen Leitfaden zur Gewerkschaftsarbeit

„Morgen, Männer“, grüßte der Stellvertreter des Amtsleiters, Kollege Bieneck, im vertrauten Kumpelton. Ohne die Hand von der Klinke zu nehmen, schob er sich halb zur Tür herein. Das Arbeitszimmer war überschaubar und ein kurzer Blick hätte genügt, trotzdem fragte er: „Dora Meißner, die ist nicht hier, oder?“ Das sollte wohl mehr eine Erklärung als eine Frage sein. Es war 1/4 vor 8 Uhr, 15 Minuten nach Arbeitsbeginn. Über seine Absicht gab es keinen Zweifel. Ich saß mit Michael und Walter zusammen. Allmorgentlich tauschten wir Neuigkeiten aus und warfen einen ersten Blick in die Zeitung. Diesmal war es anders. Wir hatten Bieneck erwartet. Mit einem Seitenblick auf die beiden Kollegen suchte ich mich noch kurz abzusichern, bevor ich Bieneck nachrief, der gerade die Tür wieder hinter sich zuziehen wollte: „Herr Bieneck, einen Moment bitte. Ich hab mal

eine Frage.“ Ich war etwas gespannt und brachte deshalb unvermittelt heraus, was uns an seinem Besuch nicht sonderlich freundlich stimmte. „Ist es richtig, daß Sie seit einigen Tagen Kontrollgänge wie diesen durchführen und verspätet erscheinende Kolleginnen und Kollegen dem Amtsleiter melden?“ Die Frage erschütterte seine aufgesetzte „Hallo-Männer“-Sicherheit. Verwirrt versuchte er zu erklären, es handle sich ausschließlich um die Beobachtung einiger weniger Kolleginnen und Kollegen, wie z.B. Dora Meißner. Wir schenken uns die Frage, warum er sie ausgerechnet bei uns suchte. Es könne nicht mehr hingenommen werden, fuhr er mit seiner Erklärung fort, daß einige Kollegen regelmäßig wenigstens eine halbe Stunde zu spät zur Arbeit erschienen und womöglich die Mittagspause auch noch um mehr als das Doppelte ausdehnten. Die Beschreibung traf auch auf mich zu. Er bestätigte unsere Frage, ob der neue Amtsleiter die Kontrollen veranlaßt hätte. Kollege Bieneck, der ewige Stellvertreter, stand kurz vor seiner Pensionierung. Seit Jahren war er kaltgestellt. Für die Chefs war er Ballast und für die Arbeit des Amtes längst überflüssig. Er verwaltete nur noch seine Planstelle. Die Kolleginnen und Kollegen akzeptierten ihn als freundlichen älteren Herrn, der Freitagmittags von Zimmer zu Zimmer ging und allen ein schönes Wochenende wünschte. Warum ließ sich ein altgedienter Beamter, der nichts zu verlieren hatte, wie ein Wachmann zu Kontrollgängen einsetzen? Waren ihm diese Kontrollgänge mehr Bestätigung seiner Stellvertreter-Rolle als unser wohlwollendes Lächeln Freitagnachmittags? Nach dem Mittagessen zu Hause bei der Familie kam er oft nicht mehr ins Amt zurück. (Wahrscheinlich hielt er es nicht mehr länger aus.) Niemand machte ihm einen Vorwurf daraus.

Bevor er einen Blick ins Zimmer tat, hatte ich mit Michael und Walter über die Kontrollen gesprochen. Weil beide morgens immer pünktlich waren, fanden sie schnell heraus, daß Bieneck so früh am Tag nicht zufällig seine Runden drehte. Vermutlich wollte der neue Amtsleiter ausprobieren, wie weit sich die Zügel der Arbeitsdisziplin anziehen ließen. Als Tester und Kontrolleur reaktivierte er den gebrochenen Stellvertreter, der unter dem neuen Amtsleiter nichts mehr zu gewinnen hatte.

Mein Vorstoß fand den Beifall der Kollegen, weil etwas Mut dazu gehörte. Kämpferische Begeisterung stieg in mir hoch. Sobald Bieneck die Tür hinter sich zuzug, rief ich die „gefährdeten“ Kollegen an, warnte sie vor der Kontrolle und schlug vor, ebenfalls offensiv darauf zu reagieren. Meine Telefonate waren überflüssig und die ganze Aktion etwas übertrieben. Bieneck stellte seine Kontrollgänge nach unserem Zusammentreffen ein und die notorischen „Zuspätkommer“ erschienen vorläufig pünktlich. Auch ich fühlte mich trotz meiner Attacke gewarnt. In den nächsten Tagen stand ich etwas früher auf.

Von breiter Solidarität zur Absicherung des Zuspätkommens konnte keine Rede sein. Bienecks Kontrollen überdeckten nur kurz den Unmut der Pünktlichen über die Unpünktlichen.

Wenige Tage später erneuerte der Amtsleiter seinen Disziplinierungsversuch. Im Anschluß an eine Routinebesprechung mit den Abteilungsleitern und einigen Sachbearbeitern forderte er die Anwesenden auf, in ihrem Bereich eigenwillige Arbeitszeitregelungen zu beenden und für Pünktlich-

keit zu sorgen. Vor Kontrollen sollte nicht zurückgeschreckt werden. Walter, der mir anerkennend auf die Schulter klopfte, als ich Bieneck attackierte, signalisierte eilfertig Disziplinierungsbereitschaft: „In unserem Bereich haben wir auch schon darüber diskutiert.“ Die anderen hielten sich zurück. Unsere Abteilungsleiter hatten bisher kein Interesse daran, streng auf Pünktlichkeit zu achten. Solange die notwendige Arbeit erledigt wurde, sahen sie keinen Grund, Druck auszuüben, der die Atmosphäre belastete und sie selbst der Feindseligkeit der Kollegen aussetzen mußten. Außerdem hatten sie irgendwo im Kopf, daß Architektur und Planung was mit Kreativität zu tun hat und sich nicht gut mit Beamtentum verträgt. Nach dieser Besprechung mußte sich Walter heftige Vorwürfe wegen seines unsolidarischen Verhaltens gefallen lassen. Ich war sauer auf ihn, weil er sich offensichtlich schon lange über mein Zuspätkommen ärgerte, ohne es mir zu sagen. Ein, zwei Mal war es vorgekommen, daß Walter sich für mich eine Ausrede hatte einfallen lassen müssen. Irgendjemand hatte mich sprechen wollen, als ich morgens noch nicht auf meinem Platz saß. Zwischen unseren Zimmern war eine Verbindungstür, so daß es kein Problem war, wenn nötig, für den anderen kurz einzuspringen. Aber Walter fühlte sich in seiner sklavischen Dienstauffassung von so notorischen Zuspätkommern wie mir provoziert und ausgenutzt. Ihm fehlte der Mut, mich direkt darauf anzusprechen. Statt dessen stellte er sich hinter die Aufforderung des Amtsleiters.

„Meine Güte, warum bringen wir denn nicht soviel Gemeinsamkeit auf, so kleine Probleme unter uns zu lösen! Jeder von uns versucht doch, der Arbeit möglichst aus dem Weg zu gehen. Wenn sich Freizeit rausschinden läßt, nehmen wir die Möglichkeiten dazu auch wahr, oder?“

Walter hörte mir nicht zu. In Gedanken beschäftigte er sich mit seinem Eigenheim. Er wollte keinen Ärger, weder mit dem Chef noch mit mir. Grundsätzlich versuchte er, Konflikten aus dem Weg zu gehen, schlief lieber während der Arbeit als morgens eine Stunde zu lang.

Michael hielt sich aus meinem Streit mit Walter raus. Auch er erschien immer pünktlich. Nicht aus Prinzip, aus Gewohnheit, wie er selber sagte. Meine Forderung nach offener Aussprache der Kollegen untereinander hielt er für unrealistisch, weil Zuspätkommen für mich weniger Konsequenzen hätte als für ihn, den Zeichner. Der Chef würde mir nicht auf die Füße treten wegen einer fehlenden halben oder ganzen Stunde, solange er sich auf meine selbständigen Leistungen verlassen könnte.

Die Arbeit eines Diplom-Ingenieurs wird anders bemessen als die eines Zeichners. Deshalb ist auch der Zusammenhang von Leistung und Unterordnung ein anderer. „Und deshalb“, sagte Michael, „werfe ich dir nicht Unpünktlichkeit vor, genauso wenig, wie du mir Pünktlichkeit vorwerfen kannst.“

OK, unter uns gab es Unterschiede, aber wo lag die gemeinsame Ebene gegen Kontrollmaßnahmen des Amtsleiters? Hieß für mich Solidarität mit Walter, pünktlich sein und seine unterwürfige Arbeitshaltung unterstützen? Doch wohl kaum.

„Es muß versucht werden, mit allen Kollegen offen über Eingruppierungsfragen und deren Berechtigung, z.B. über Sinn und Zweck analytischer Arbeitsplatzbewertung zu diskutieren. Die Vertrauensleute

haben hier die wichtige Funktion, die Solidarität der Kollegen zu organisieren und spalterischen Tratsch und Mißgunst zu verhindern, sowie die Interessen der Kolleginnen und Kollegen gegenüber Amtsführung und Betriebsrat zu vertreten.“

aus meinem Leitfaden

Im Kerzenschein der Weihnachtsfeier rückte Frau Wilhelmi näher und machte mir Komplimente. Auch auf den Streit mit Dirk kam sie nochmal zu sprechen. Sie fand es gut, daß ich zu vermitteln suchte. Sie erzählte von großer Angst, zu alt zu werden, von uns jungen Typen überfordert zu werden und falsch zu tippen, weil sie den Sinn des Geschriebenen oft nicht mehr verstehen könne. Ihr Streß vor unseren Texten war mir unangenehm.

„Eigentlich hätte ich es nicht mehr nötig, zu tippen,“ sagte sie. Als Vorzimmerdame hätte sie andere Aufgaben. Wenn es sich aber nicht umgehen ließe, dann wollte sie doch unter Beweis stellen, immer noch genauso schnell und gut zu sein wie jede andere. Mit Konkurrenz hätte das nichts zu tun. Im Gegenteil, sie hätte immer das Bedürfnis, sich mit allen gut zu verstehen. „Ich freue mich, wenn wir alle viel Spaß miteinander haben.“

Wir prosteten uns zu und tauschten das Du miteinander. Jeden Freitag sammelten die Frauen des Amtes reihum schmutzige Handtücher und Kittel ein und tauschten sie an der Wäscheausgabe gegen saubere. Cornelia, die neu eingestellte Zeichnerin, weigerte sich, den Männern die schmutzige Wäsche wegzutragen. Wochenlang gingen die Frauen darüber weg, bis es Erika, der Sekretärin der Stadtentwicklungsabteilung, zu dumm wurde. Sie wies die Kittelträger Michael und Walter darauf hin, daß diese Woche die Wäsche nicht eingesammelt würde, weil Cornelia sich weigere und sie nicht mehr bereit sei, einzuspringen.

Die Männer waren sauer. Michael drohte, sein Handtuch und seinen Kittel selber runter zu tragen, wenn die Frauen sich nicht einigen könnten. Walter versuchte erfolglos, telefonisch Cornelia umzustimmen. „Wenn sich alle im Amt reihum am Wäschetausch beteiligen würden, dann wäre jeder nur zweimal im Jahr dran.“ Die Kollegen lachten über meine Naivität. „Ein Amtsleiter kann sich doch wohl schlecht mit schmutzigen Handtüchern über dem Arm in die Schlange der Sekretärinnen zum Wäschetausch anstellen. Stell dir mal das Theater vor, das losbrechen würde, wenn das Hauptamt erführe, daß im Planungsamt Amts- und Abteilungsleiter schmutzige Wäsche schleppen!“

Monika Wilhelmi war über Cornelias Verhalten stinksauer. Für-Wäsche-sorgen und Kaffeekochen waren für sie Serviceleistungen, die zu einer Sekretärinnen-tätigkeit dazugehörten. Wenn Männer sich reinmischen, dann blieb von der Sekretärin letztlich nur die Schreibkraft. Aber Cornelia war Zeichnerin. Serviceleistungen waren für sie zusätzliche Belastung, die die Männer ihr aufbürden wollten, bloß weil sie eine Frau war. Monika wollte den Unterschied nicht verstehen. Über 25 Jahre war sie jetzt Sekretärin im Rathaus. Ihr Ehrgeiz bestand darin, es den Chefs recht zu machen, ihnen die Wünsche von den Lippen abzulesen und für sie unentbehrlich zu werden. Als junges Mädchen rannte sie nach der Arbeit zum Bahnhof und versorgte während des Aufenthalts der durchfahrenden Militär-

transporte die Verletzten. Von der Begeisterung der damaligen Zeit, in der alle zusammenstanden, schwärmte sie noch heute. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie mir von den in Stalingrad gefallenen Freunden erzählte. Seitdem ging es für sie mit der großen Harmonie immer mehr bergab. Ich glaubte zu verstehen, was sie meinte, hing aber noch ein paar Einwände dran, wie z.B. die falsche Glorifizierung des Faschismus und ihr fehlendes Verständnis für die Ursachen des verlorenen Krieges. Sie wollte nicht verstehen, sagte nur, sie sei zu alt, um noch zu lernen.

Nach einem Betriebsausflug saßen wir alle beim „Jugo“ zusammen. Wir hatten Hunger und besoffene Köpfe. Dirk war den Kollegen entrückt. Er stand vor der Musikbox und zog eine Personality-Show ab. Die anderen hingen in den Stühlen und Bänken, sahen ihm zu und warteten auf ihre Bestellungen. Große Platten mit viel Zwiebeln und Reis wurden aufgefahren. Dirk stieg über einige Kollegen hinweg an seinen Platz. Der Frust des Ausflugs und die Müdigkeit nach reichlich Alkohol und frischer Luft dämpften die Stimmung.

Monika Wilhelmi, unsere Vorzimmerdame, kreischte plötzlich auf. Verzweifelt sah sie in die Runde und stammelte irgendwas von Schweinen. Ich blickte nicht durch. Dirk saß neben ihr. Hatte er was damit zu tun? Er hing mehr, als daß er saß, in seiner Bank und schlief. Das Kinn auf der Brust, vor sich einen Riesenteller Satarasch. In der Rechten das Messer, in der Linken die Gabel mit einem Stück Fleisch. Die Soße lief über seine Finger. Monika jammerte. Tränen standen in ihren Augen. Auf der anderen Seite neben ihr saß ein Kollege und grinste. Heulend sprang sie auf und zwängte sich rüber zu mir, an die andere Seite des Tisches. Die anderen sahen verwundert zu. Fragen wurden nicht gestellt. „Muß ich mir denn alles gefallen

lassen? Muß ich mich in meinem Alter begrabschen lassen? Sag doch, habe ich was falsch gemacht?“ Todunglücklich hielt sie sich an meinem Arm fest.

Es dauerte eine Weile, bis ich kapierte. Der grinsende Kollege hatte unter dem Tisch versucht, ihr zwischen die Beine zu fassen.

Monate später wurde sie krank. In großen Abständen kam sie mehrmals für wenige Tage zur Arbeit.

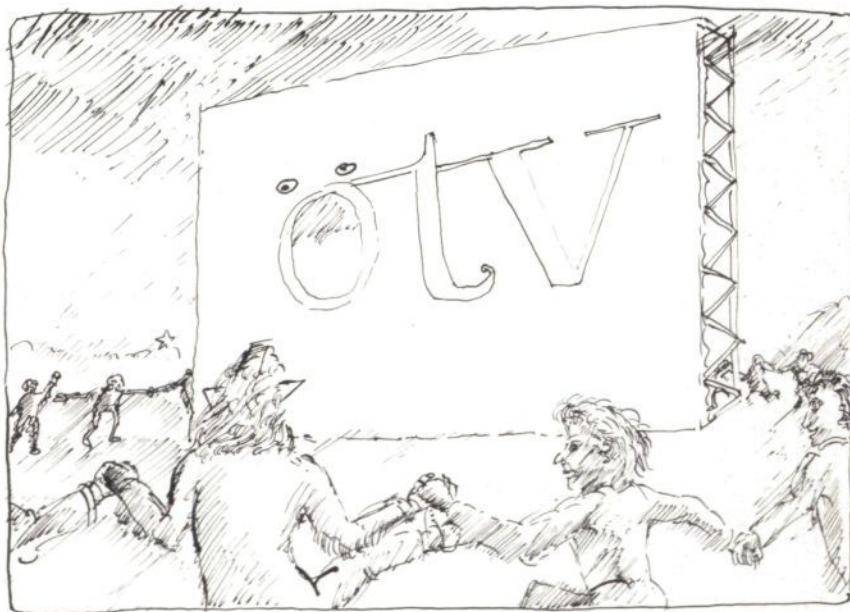
Vorzeitig stellte sie den Rentenantrag. Sie war Mitte fünfzig.

„Der Kampf um unabhängige linke Positionen ist nur unter Beachtung gewerkschaftlicher Zusammenhänge und ihrer Gremien zu erzielen und nicht in über-eilter Konfrontation durch ihre Mißachtung, was notwendig heute zur Isolation der Aktiven führen muß. Die innergewerkschaftliche Auseinandersetzung ist nur sinnvoll und voller bewußtseinsfördernder Momente, wenn sie nicht zu Spaltungen führt, bei denen die oppositionellen Kräfte keine Überlebenschance haben, d.h. gegenüber der Basis isoliert werden können.“

aus meinem Leitfaden

Geschlagen sitzt der Spitzenkandidat hinter seinem Schreibtisch. In Gedanken versunken geht er immer wieder das Wahlergebnis durch. Schiebung ist ausgeschlossen. Die Fronten sind offensichtlich, die Stimmen lassen sich klar zuordnen. Aber wie war es möglich, daß Leute aus dem eigenen vertrauten Kreis heimlich mit dem Gegenkandidaten paktieren und ihm zum Sieg verhelfen?

Im Arbeitszimmer drängten sich die engsten Kolleginnen und Kollegen. Einige still bedrückt, andere laut wütend gestikulierend versuchten sie, die Niederlage zu



tyrannisch selbstgefälliges Führer- und Spontaneität und Skrupel kochen. Es war meine Niederlage und mit dem Orson-Welles-Schema wollte ich mich nicht zufrieden geben. Über ein Jahr dachte ich voll in der Vertrauensleertüte

verarbeiten. Diese Szene lief nicht über die Kinoleinwand, und Orson Welles spielte nicht die Hauptrolle. Wenn es so wäre, dann wäre mir klar, daß sein tyrannisch-selbstgefälliges Auftreten ihn Sympathie und Stimmen kosteten. Es war *meine* Niederlage, und mit dem Orson Welles-Schema wollte ich mich nicht zufriedengeben. Über ein Jahr steckte ich voll in der Vertrauensleutearbeit der ÖTV. Zusammen mit einigen wenigen Gewerkschaftsaktivisten arbeitete ich am Aufbau dieses Gremiums. Vor Monaten wurde ich zum Sprecher der provisorischen Leitung des Vertrauensleutekorpers gewählt. Unsere Hauptaufgabe war die Durchführung von Wahlen der Vertrauensleute in allen Bereichen der Verwaltung. Es waren die aktivsten der städtischen Arbeiter, die mich unterstützten und mir ihre Stimme gaben. Gestürzt wurde ich jetzt von meinen Arbeitskollegen im Amt.

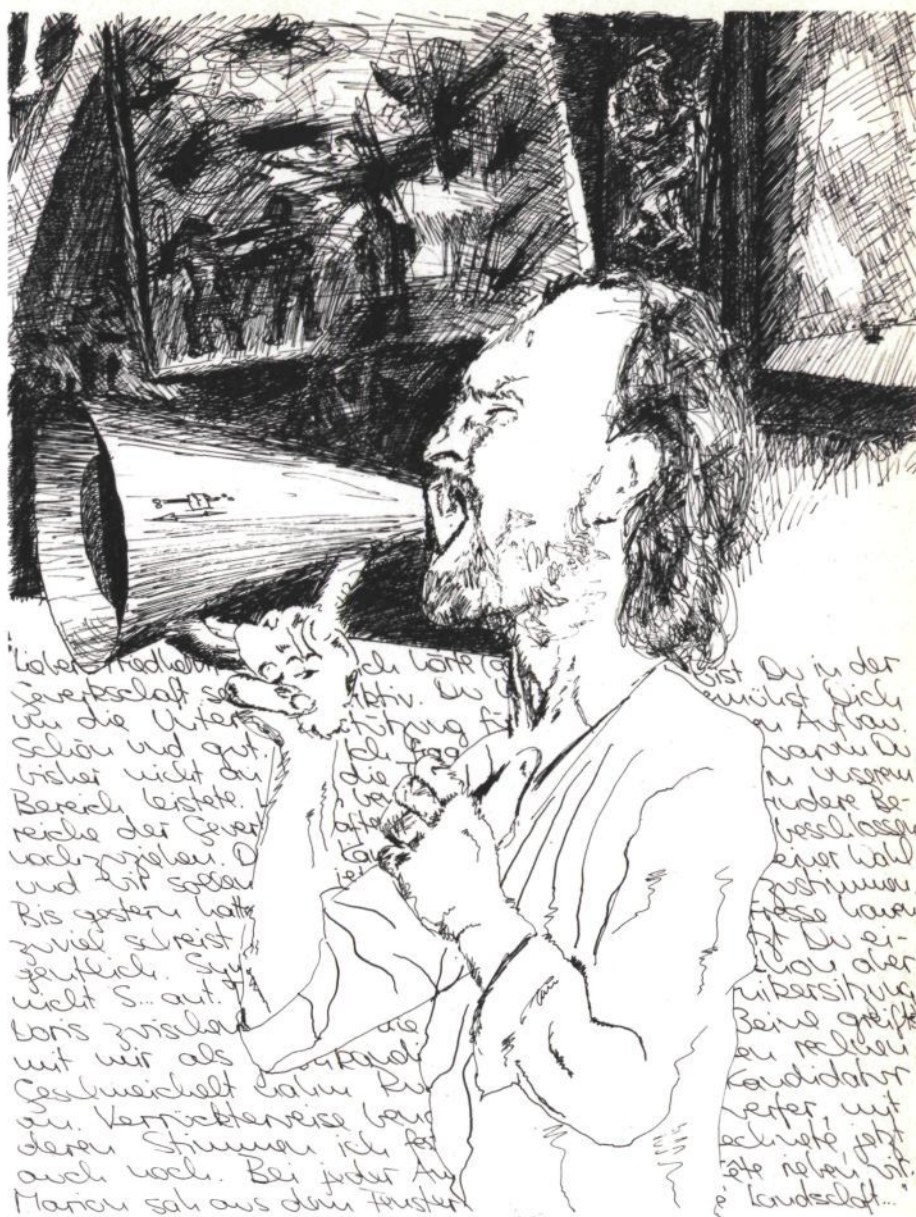
Ich war wütend und enttäuscht. Ausgerechnet gegen Herbert, dieses arrogante, egoistische Arschloch mußte ich die Wahl verlieren. Demagogisch schwang er sich zum Sprecher der schweigenden Mehrheit auf. Herr Staatsanwalt, bitte beginnen Sie mit der Anklage!

„Wie ich hörte (genüßlich), bist du in der Gewerkschaft sehr aktiv. Du bemühest dich um Unterstützung für den Aufbau des Vertrauensleutekorpers. Schön und gut. Ich frage mich, warum du dich bisher nicht an die Techniker-Vertrauensleute gewandt hast, z.B. Herrn Rauner oder Gerd oder auch mich, die wir schon lange Vertrauensleutearbeit in unserem Bereich leisten, lange bevor andere Bereiche der Gewerkschaft beschlossen, nachzuziehen. Statt uns an der Vorbereitung der Wahl zu beteiligen, hast du eine geheime Liste aufgestellt. Die Kandidaten deiner Wahl stehen fest, wir sollen nur noch zustimmen.“

Bis gestern hatte ich nicht vor, zu kandidieren. Einige Kollegen haben mich aber ausdrücklich darum gebeten, weil sie nicht von einer kleinen Gruppe im Amt manipuliert werden wollen. Wir glauben nicht, daß du unsere Probleme angemessen vertreten würdest. Du warst nicht einmal bei unseren Technikersitzungen. Und ich sage dir ganz offen, die Themen deiner Vertrauensleuteversammlungen interessieren vielleicht Arbeiter, aber nicht uns Techniker. Ich vermute auch, daß du politische Zielsetzungen mit deinem Engagement verfolgst, die ich und viele Kollegen hier nicht übersehen können und sicher nicht unterstützen wollen. Du weißt, daß deine Arbeit in der Gewerkschaft auf erhebliche Kritik stößt. Kurzum, ich kandidiere, weil ich euer abgekartetes Spiel nicht mitmache!“

Seine Kandidatur überraschte mich. Ich rechnete damit, daß die meisten Kollegen froh wären, wenn sich für diese gewerkschaftliche Funktion überhaupt Kandidaten fänden. Ja, es stimmte, ich konzentrierte mich ausschließlich auf die wenigen Kollegen, mit denen ich gern zusammen war, die mit mir am Aufbau der Vertrauensleutearbeit beteiligt waren. Der Technikerdünkel einiger, vielleicht ehemals aktiver Interessenvertreter war ständisch und reaktionär. Ich kümmerte mich bewußt nicht um sie.

Meinen Ärger, aber auch meine Betroffenheit, versuchte ich zurückzudrängen. An Stoff für eine Polemik gegen Herbert fehlte es nicht. In dieser Situation aber hätte er nur davon profitiert. Deutlich spürbar herrschte feindselige Spannung



im Raum. Die politischen Differenzen, die mich von Herbert trennten, waren den Kolleginnen und Kollegen nicht mit wenigen Worten klar zu machen. Der dumpfe Unmut der sich abzeichnenden Gruppe konservativer Kollegen um Herbert war nicht durch politische Argumente zu entkräften.

Während meiner kurzen Entgegnung hatte ich mit nervösem Schluckzwang zu kämpfen. Ich bekannte mich zu Differenzen zwischen mir und dem Personalrat in der Vertrauensleutearbeit. Erklärungen wollte ich nicht geben, nur ein Bekenntnis ablegen zu Auseinandersetzungen in der Gewerkschaft. Ich versuchte, die Reaktionen der Anwesenden an ihren Gesichtern abzulesen und zählte meine potentiellen Stimmen durch. Dirk versucht, mich mit einem längeren Beitrag zu unterstützen. Während er sprach, wurde mir aus stummen, ablehnenden Gebärden klar, wie stark die drohende Fraktionierung mit Differenzen zwischen den Abteilungen zusammenhing. Die Verkehrsplaner fühlten sich von den Stadtentwicklern in arroganter Weise angegriffen. Immer häufiger unterlagen sie in fachlichen Auseinandersetzungen. Der Amtsleiter war nicht mehr die autoritäre Kompetenz, der es alleine

zukommt, bei Planungsalternativen zu entscheiden. Er hatte gelernt, den Streit der Kollegen untereinander abzuwarten, erst dann entschied er sich vorsichtig für die Position, die bei der Verwaltungsspitze die größte Aussicht auf Erfolg hatte. Wir bedrohten die ehemals unumschränkte fachliche Autorität der Verkehrsplaner. Vor wenigen Jahren war es unmöglich, daß junge Kollegen mit Argumenten, die nicht „rein fachlich“, sondern stadt-wirtschaftlich, politisch, sozial, kurz „ideologisch“, fachfremd waren, Planungen zu Fall brachten. Die Verkehrsplaner verstanden nicht, was sich an der Richtigkeit ihrer Arbeit gegenüber den 60er Jahren geändert haben könnte.

Vor Wochen schlug ich Herbert vor, eine Versammlung aller Gewerkschaftler im Amt einzuberufen, um den fachlichen Konflikt der Abteilungen unter gewerkschaftlichen Gesichtspunkten zu diskutieren. Die Ursachen unserer unterschiedlichen Auffassungen mußten aufgedeckt und gemeinsam gewerkschaftliche, arbeitnehmerfreundliche Kriterien für eine Neuorientierung der Verkehrsplanung gefunden werden. Aus dem Treffen wurde nichts. Fast revolutionär wären damit die Grenzen bisheriger gewerkschaftlicher Ar-

beit überschritten worden. Für die konservativen Kollegen hat Gewerkschaft sich ausschließlich um Gehalt und berufliche Stellung zu kümmern. Die gängige Praxis der Personalvertretung übernimmt die Kriterien der Arbeitgeber und setzt automatisch berufliche Hierarchie und fachliche Kompetenz gleich. Die Entscheidung über Inhalte der Arbeit wird den Chefs überlassen.

Die Verkehrsplaner sahen sich in Konkurrenz zu den Stadtentwicklern, begriffen inhaltliche Kritik als Angriff auf ihre berufliche Stellung und reagierten als Gewerkschafter mit der Unterstützung Herberts, ihrem Kandidaten, gegen mich, den Stadtentwickler. Verrückterweise benannten die Entwerfer, mit deren Stimmen ich fest rechnete, jetzt auch noch einen Kandidaten ihrer Abteilung. Rudolf, ein etwas linkischer, gewerkschaftlich und politisch völlig unbedarfter Kollege, war ihre Antwort auf eine Konfrontation der Abteilungen, mit der sie sich nicht identifizieren konnten. Geschmeichelt nahm Rudolf die Kandidatur an.

Mir kamen Bedenken, ob es richtig war, zu kandidieren. Vielleicht ging alles viel zu schnell mit meiner Gewerkschaftskarriere? In zwei Jahren würde neu gewählt werden, bis dahin könnte ich allen Kollegen meine Position deutlich machen. Sicher wäre die Wahl dann politischer verlaufen als heute. Andererseits hing von dieser Wahl meine weitere Mitarbeit in der Leitung des Vertrauensleutekörpers ab. Nur als Vertrauensmann würde ich für dieses Gremium nochmal kandidieren können. Die Personalratfraktion in der Gewerkschaft wartete nur auf meinen Rücktritt, und einige DKP-nahen Kollegen aus der Vertrauensleutleitung wären darüber auch nicht traurig. Die Differenzen zwischen uns nahmen zu.

Diskussion der Kollegen F. und W. und der Kollegin J. über die Linie der Vertrauensleutarbeit:

F.: Für mich spielt der Vertrauensleutekörper eine besondere Rolle, er ist am ehesten das Gremium, in dem eine offene kritische und selbstkritische innergewerkschaftliche Diskussion möglich ist. Aus diesem Kreis müssen wir heraus, die Auseinandersetzung mit der Mafia der Altfunktionäre und dem herrschenden Bewußtsein aufnehmen. Trotz der ungünstigen Mächteverhältnisse können wir die innergewerkschaftlichen Widersprüche nicht vorsichtig ausklammern und uns allein auf den Mehrheitswillen der Gesamtorganisation beziehen. Natürlich sehe ich die Gefahr der Isolierung und des „Kaputtgemachtwerdens“. Aber in einer kaputten Gewerkschaftsbewegung müssen wir dieses Risiko eingehen, sonst wird nichts Neues daraus.

J.: Ich bin der Meinung, wir sollten keine „Stoßtruppenbildung“ bereiten, sondern uns mit breiter innergewerkschaftlicher Basis auf den Gegner außerhalb der Organisation konzentrieren; d.h. keine Konfrontation zwischen Vertrauensleuten und Personalräten.

F.: Wie soll denn ein Angriff gegen Arbeitgeber, ja überhaupt eine Mobilisierung der Kolleginnen und Kollegen möglich sein, ohne Konflikte mit der eigenen Mafia? Die stecken doch mit den Arbeitgebern zusammen in der gleichen Partei, hocken im gleichen Ortsverein. Wo kann man da bei uns in der Verwaltung noch große Unterschiede machen?

W.: Ich werde keine Minderheitenpolitik unterstützen! Zuerst muß der zurückgebliebene Mehrheitswillen der Mitglieder auf breiter Basis mobilisiert werden. So muß bei der kommenden Tarifrunde in erster Linie der Vorschlag des Hauptvorstandes in alle Köpfe rein, und wir müssen dafür arbeiten, daß er unterstützt wird, und nicht eine vorgeschobene Position mit hohen Forderungen aufbauen und verteidigen, wenn in anderen Bereichen noch nicht mal die Forderung des Vorstandes getragen wird.

F.: Aber zum Mobilisieren gehören doch die vorgeschobenen Positionen dazu. Eine interne Auseinandersetzung um die richtige Forderung ist die beste Grundlage für eine breite Mobilisierung der Kampfbereitschaft. Wo vorwärtstreibende Minderheitenpositionen, wie die jahrelange von den Vertrauensleuten vertretenen Festbetragsforderungen, in der Tarifrunde zurückgedrängt wurden, um Einheit zu erzielen, da kann von Mobilisierung nicht die Rede sein. Es ist eine Illusion - oder unser Verständnis vom Ziel ist ein völlig anderes - daß die Gewerkschaft als Ganze nach vorne marschiert. Als Ganze geht sie mehr nach rechts: Nur bei Teilen und in Ansätzen gibt es Fortschritte, darauf müssen wir uns konzentrieren. Ohne radikale Forderungen, Experimente und Gruppen keine Radikalisierung. Alles andere ist Demobilisierung und Verschleierung unter dem Deckmantel der Einheit.

Michael, Dora, Gerd und ich, wir bereiteten gemeinsam die Wahl vor. Bis auf mich, alle drei Technische Zeichner, Michael und Gerd ehemalige Technikervertreter, aber kein bißchen borniert, prima Kollegen. Gerd wollte auf keinen Fall selber kandidieren. Führende Gewerkschaftskollegen hatten ihn mächtig enttäuscht. Seit Jahren hatte er die verschiedensten Posten inne, blickte kaum noch durch, erwartete für die Personalratswahl Unterstützung und mußte feststellen, daß sie ihn in vielen Gremien als Marionette mißbrauchten, an entscheidender Stelle aber nicht haben wollten.

Dora kam erst seit wenigen Wochen zu Gewerkschaftsversammlungen. Ich überredete sie, mit zu Seminaren zu fahren und sich zur Wahl zu stellen. Dora ist alleinstehende Mutter. Ihre Tochter wird hauptsächlich von Oma und Tante erzogen. Alle Frauen leben zusammen in einem Haus. Dora ist dick, aber wirklich dick, groß, Riesenbusen, altmodisch gekleidet und hat einen bitteren Zug im Gesicht. Es reizte mich, sie für eine ganz andere Szene als die ihrer alten Frauen zu gewinnen. Michael fuhr Dora oft von der Arbeit nach Hause. Sie wohnten nicht weit auseinander. Anfangs dachte ich, die beiden wären miteinander befreundet. Da war aber nichts dran. Es war eine Projektion von mir. Ich mochte sie beide. Sie hatten einen „proletarischen Kern“, der sie für mich aus der Gebrochenheit der Angestellten heraus hob.

Wir entschieden uns, zu kandidieren und nahmen uns vor, jeweils in der eigenen Abteilung für die anderen zu werben. Gerd, der alte Kämpfer, versprach, uns zu unterstützen. Soweit war alles klar. Was ich nicht wußte war, daß Dora - vielleicht unter dem Druck ihrer Kollegen - in ihrer Abteilung Herberts Wahlvorbereitungen und Intrigen tatenlos zusah, wahrscheinlich sogar mit ihm ein Bündnis einging.

Michael und ich staunten nicht schlecht, als wir das Wahlergebnis hörten. Dora erhielt die meisten Stimmen - die unserer

Fraktion und die der anderen - gefolgt von Herbert und Rudolf, mir und dann Michael am Schluß. Das war deutlich.

Wir waren schwer enttäuscht und machten keinen Hehl daraus. Michael sprach vom letzten Versuch. Ich ging durch die Abteilungen und bohrte bei allen nach, von denen ich nicht sicher war, wie sie gewählt hatten. Geheime Abstimmung, so ein Unsinn! Einige wollten meine Enttäuschung nicht verstehen. Gegner klopfen mir auf die Schulter und behaupteten frech, die mir beigebrachte Niederlage sei nicht persönlich gemeint. Wie sollte es mir möglich sein, Politik, Einsatz und Betroffenheit voneinander zu trennen? Einige glauben wirklich, daß es möglich sein muß, die politische Meinung von persönlichen und beruflichen Beziehungen zu trennen. Sie wollten keine Konflikte im Amt und schon gar nicht deren Politisierung. Bei Herbert waren sie gut aufgehoben.

Herbert, 40 Jahre, Leistungssportler: Vertrauensmann/frau steht für stark und verschwiegen, Probleme der Kolleginnen und Kollegen werden mit dem Personalrat verhandelt, streng vertraulich, Fall für Fall. Nur keine Aufmerksamkeit der Kollegen erregen, allein der Gedanke an offene Diskussionen, kollektive Lösungen und solidarisches Handeln ... igitt, Leistungswille als Beurteilungsgrundlage, wer von sich viel verlangt, kann auch von anderen viel erwarten.

Nach der Niederlage wußte ich, daß Dora mich vielleicht mochte, aber mir nicht traute. Heimlich tat sie sich mit Herbert zusammen. Es gab nicht die Über-einkunft zwischen uns, die ich vorausgesetzt hatte. Trotzdem reizte sie mich. Ich wurde nicht fertig mit ihr. Und sie, glaube ich, auch nicht mit mir. Wir kokettierten mit gegenseitigen Einladungen. Unter den Augen ihrer Alten zu ihr ins Haus zu kommen, war unmöglich, ohne Heiratsangebot. Zu mir zu fahren hatte sie Angst und ich auch. Dennoch malte ich mir oft in Gedanken aus, was möglich wäre, wenn. Sie wurde der Star meiner erotischen Phantasien. Völlig zum Fetisch verselbständigt, sah ich ihre riesigen Brüste und massigen Hüften vor, über und unter mir. Ich träumte, in ihr zu versinken. Die Unmöglichkeit entwickelte dauernden Reiz. Bei jeder Amtsfete rieben wir uns, stichelten. Alle sahen das endlose Werben und grinsten. Die Widersprüche zwischen uns waren mir eine dauernde Herausforderung, weil Schranke meiner intellektuellen, politischen, sozialen und emotionalen Möglichkeiten.

Vielleicht stand Dora symbolisch für die Beschränktheit meiner Versuche, mich mit den Kolleginnen und Kollegen wirklich zu „verbinden“. Letztlich war ich nur in kleinen Ansätzen bereit, meine soziale Wirklichkeit durch ein persönliches Verhältnis zu ihnen zu ändern und meine innere und äußere Sicherheit zu gefährden oder in Frage stellen zu lassen. Der Widerspruch zwischen meiner sexuellen Lust und der Unmöglichkeit, sie mit Dora auszuleben, schien mir Ausdruck der Abstraktheit meiner Ansprüche an die Kolleginnen und Kollegen zu sein. Für sie und für mich war die Konfrontation eine Herausforderung, die wir nur in ganz kleinen Schritten annahmen.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Zeichnungen von Robert Bosshard
Manfred Walz und Ingrid Krau